

INJEKTION

CAMPUSMAGAZIN · NUMMER 2 · SOMMER 2006

Heimat.





Trauma im Gepäck

Sie flohen vor dem Völkermord. Zwölf Jahre später besuchen junge Erwachsene Ruanda, das Land ihrer Kindheit.

TEXT UND FOTOS JOHANNA JANUSCH

Wenn man die dünne Luft nicht gewohnt ist, wird man schnell müde. Ruanda liegt auf einer Höhe zwischen 1.500 und 2.300 Metern. Die drei Reisenden sind nicht müde – im Gegenteil: sie sind aufgekratzt, gespannt und nervös. Die Blätter wirken hier größer und grüner, die Erde roter, die Häuser bunter, die Farben der Kleider intensiver. Claudine, Maurice und Jacque (Namen geändert) kehren zwölf Jahre nach dem Völkermord in ihre Heimat zurück.

Heute leben die drei in Deutschland, Belgien und Frankreich; geboren sind sie in Ruanda. Mit ihrer Reise wollen sie zeigen, dass sie ihre Heimat nicht vergessen haben, die sie mit ihren Eltern vor oder während des Völkermordes 1994 verlassen mussten. Der Verein *Imbuto*, der sich für den interkulturellen Austausch zwischen Europa und Zentralafrika einsetzt, hat die Reise organisiert.

Die Regenzeit ist gerade zu Ende gegangen; die Luft ist klar und riecht nach der roten



Ruanda heute, zwölf Jahre nach dem Genozid. Noch immer sind viele Menschen traumatisiert.

Erde. Ruanda zeigt sich von seiner schönsten Seite – kaum vorstellbar, dass hier vor zwölf Jahren einer der größten Völkermorde der Geschichte stattfand. Nie zuvor haben so viele Menschen in so kurzer Zeit so viel gemordet: In 100 Tagen wurden beinahe eine Million Menschen getötet.

Claudine, Maurice und Jacque waren damals noch Kinder. Sie konnten mit ihren Eltern fliehen. Voller Enttäuschung, Hass und Traurigkeit verließen sie Ruanda. Aber immer ist es für sie das Land ihrer Kindheit geblieben.

Heute lebt das Land, herrscht Trübel in den Städten und Dörfern. Überall sind Menschen mit einer ungewohnten Gelassenheit unterwegs und transportieren Wasserbehälter oder Sporttaschen auf ihren Köpfen. Die weißen Bustaxis sind, wie immer, mit Menschen voll gestopft.

Auf ihrer Rundreise treffen Claudine, Maurice und Jacque auf junge Ruander, die sich einer schwierigen Aufgabe angenommen haben: Sie wollen den Völkermord aufarbeiten, für Versöhnung sorgen. Die drei Reisenden berichten, wie in Europa mit dem Holocaust umgegangen wird, und sie informieren sich, wie in Ruanda bis heute getrauert und der Toten gedacht wird. Sie selbst hatten bisher kaum Gelegenheit, ihre Toten zu betrauern.

Die Kinder, die damals flohen, konnten sich schneller als ihre Eltern in die neue Gesellschaft integrieren, lernten die neue Sprache schneller und gewöhnten sich eher an die noch fremde Kultur. »In vielen Familien wird das Thema ›Ruanda‹ bis heute tabuisiert. Die Diskussion bleibt auf dem Stand von 1994 stehen. Noch immer stehen viele ungeklärte Fragen nach Schuld, Verantwortung und Anerkennung des Unrechts im Raum«, weiß

RUANDA ist das am dichtesten besiedelte Land Afrikas. Über acht Millionen Menschen leben auf einer Fläche, die etwas größer als Hessen ist. 90 Prozent der Bevölkerung leben von der Landwirtschaft. Die durchschnittliche Lebenserwartung beträgt knapp 40 Jahre.

Die Kolonialmächte (Deutschland 1894-1916, Belgien 1916-1962) trugen entscheidend dazu bei, die Trennung der Gesellschaft in Hutu und Tutsi zu forcieren. Sie definierten die ursprünglich eher soziale Unterscheidung mit Hilfe von Rassentheorien in »Stämme« um und schürten diesen Zwist aus Machtkalkül. Die Republik Ruanda litt daher von Anfang an unter Bürgerkriegen und Vertreibungen, die 1994 im Völkermord eskalierten. Binnen 100 Tagen wurden mindestens 800.000 Menschen ermordet.

Weitere Informationen zu diesem Thema, zur Aufarbeitung des Genozids und der aktuellen politischen und sozialen Situation Ruandas in einem ausführlichen Schwerpunkt unter www.injektion-online.de/ruanda



KARTE: NORA COENENBERG

Hildegard Schüring vom Verein *Imbuto*. Noch immer leben mehrere tausend ruandische Familien im Exil.

Fahrt durch die Hauptstadt Kigali. Große Steinhäuser wechseln sich mit kleinen Lehmhütten ab. »In diesem Haus war einmal ein Laden, der einer befreundeten Familie gehörte«, erinnert sich Claudine. »Eines Tages war er plötzlich geschlossen. Die ganze Familie wurde ermordet.« Überall gibt es ähnliche Geschichten, die so selbstverständlich erzählt werden, wie wir es von Anekdoten aus der Grundschule kennen.

Maurice, Jacque und Claudine haben ein zwiespältiges Verhältnis zu ihrer Heimat. Sie alle haben Verwandte und Freunde, die hier getötet wurden oder einfach verschwanden. Claudine, heute 26 Jahre alt, hat Ruanda vor drei Jahren das erste Mal wieder besucht.

»Danach wollte ich nie wieder hierher kommen«, erzählt sie. »Doch jetzt ist es besser. Ich wusste, wohin ich gehe. Ich habe mehr Vertrauen in mich und fange an, mich hier wohl zu fühlen.« Ohne Scheu und Berührungsängste läuft sie durch die Armenviertel der Stadt und redet mit den Menschen, ganz so wie jemand, der sein ganzes Leben in Ruanda verbracht hat. Sie erkennt Straßen wieder, ihre alte Schule. Das meiste sehe noch aus wie vor dem Krieg, sagt Claudine – als habe es ihn nie gegeben.

Claudine ist damals nach Westafrika gezogen, heute studiert sie in Deutschland Politik und Geografie. Später möchte sie in der Entwicklungshilfe arbeiten, aber nicht in Ruanda. Sie spricht Französisch, Englisch, Deutsch und die ruandische Sprache Kinyarwanda fließend; gerade lernt sie Spanisch. Vielleicht wird sie nach Lateinamerika gehen. In den Augen der Ruander sind Claudine,



Trügerische Idylle: In Ruanda starben während des Völkermords mindestens 800.000 Menschen.

Maurice und Jacque Europäer. Sie selbst sind sich weniger sicher: Auch in Europa gelten sie als Fremde und werden mit Rassismus konfrontiert.

Der 18-jährige Jacque hat Kinyarwanda, die Sprache des Landes, nie gelernt: »Ich bin in Ruanda geboren, lebe aber in Frankreich. Es ist das erste Mal, dass ich zurückkehre«, berichtet er. »Ruanda ist zwar meine Heimat, aber am wohlsten fühle ich mich in Frankreich – dem Land, das mich aufgenommen hat und in dem ich meine Kindheit verbracht habe.«

Trotzdem fühlt er sich auch in Ruanda zuhause und ist stolz, aus einem so schönen Land zu kommen. Während seines Aufenthalts versucht er, so viel Zeit wie möglich mit seiner Familie zu verbringen, die nach wie vor in Kigali lebt.

wurden alleine hier getötet. Maurice, Claudine und Jacque gehen an den Fotos vorbei – neugierig, aber auch voller Angst, ein bekanntes Gesicht zu entdecken. Die Bilder sollen an die Toten erinnern. Während der Morde verloren sie ihre Identität, wurden als »Kakerlaken« bezeichnet und so ihrer Menschlichkeit beraubt. Jeden Tag 24 Stunden lang hatte damals der Radiosender *Radio-Télévision Libre des Mille Collines* von Kigali aus ununterbrochen zum Morden aufgerufen; alles »Ungeziefer«, alle Tutsi sollten sterben. Heute klagt der ehemalige UN-Kommandant Roméo Dallaire die Weltgesellschaft an, diesen Verbrechen gegen die Menschlichkeit zuzuschauen, aber nicht eingegriffen zu haben. Der Film »Hotel Ruanda« erzählt die Geschichte des hilflosen Kommandanten.

In der Hauptstadt liegt auch die nationale Gedenkstätte von Gisozi. 250.000 Menschen

Der Völkermord war der Versuch einer ruandischen »Endlösung«, die durch gezielte Pro-

Am See beugen sich die Palmen über dem Wasser. Auf einem Hügel steht ein Schild: 11.400 Ermordete

paganda und systematische Vernichtungspläne der Befehlshaber erreicht werden sollte. Eine Machtelite aus der Bevölkerungsgruppe der Hutu wollte die wesentlich kleinere Gruppe der Tutsi auslöschen. Im Weg standen ebenso diejenigen Hutu, die das Morden ablehnten und halfen, verfolgte Tutsi zu beschützen. Die Täter: meist Milizen und junge Menschen, die sogar ihre Nachbarn und Familienmitglieder ermordeten. Die Tatwaffen: meist Macheten oder mit Nägeln versehene Holzknüttel. Werte und Normen spielten keine Rolle mehr, als die Maschinerie einmal im Gang war. »Regel Nummer eins war zu töten«, berichtet einer der Täter. »Regel Nummer zwei gab es nicht.«

Die Studentenstadt Butare. Hier treffen Maurice, Jacque und Claudine auf Psychologie-Studenten, die über die ständige Konfrontation mit dem Völkermord im eigenen Land berichten. Es komme häufig vor, dass Menschen durch ihre Erinnerungen traumatisiert seien. »Wir erzählen ihnen, dass sie nicht krank sind, sondern dass schlechte Träume und ihre psychischen Zusammenbrüche ganz normale Reaktionen auf ein völlig unnormales Ereignis sind«, berichten die Studenten. Mit ihnen sprechen Maurice und Claudine wieder Kinyarwanda. »Es tut gut, die Sprache meiner Kindheit mit Gleichaltrigen zu sprechen«, sagt Maurice. Die schönen Erinnerungen seiner Kindheit machen für ihn einen Großteil seiner Heimat aus. Gleichzeitig belasten ihn die Bilder des Schreckens und der Flucht. Zwei Millionen Menschen flohen wie er während des Genozids aus Ruanda.

Unter katastrophalen Bedingungen gelangte der damals achtjährige Maurice nach Belgien,

wo er bis zum vergangenen Jahr lebte. Jetzt studiert er in England. Hier, in Ruanda, in Butare, steht das Haus, in dem er vor 20 Jahren das Licht der Welt erblickte. »Ruanda ist das Land meiner Eltern, das Land, in dem ich geboren wurde«, sagt er. »Wo meine Heimat liegt? Nirgendwo!«

Man bemerkt, dass Maurice zwei Seiten hat. Die eine davon: der Womanizer. Die Frauen in Ruanda seien die schönsten der Welt, sagt er. Während der gesamten Reise schläft er kaum, ist ständig unterwegs, will Leute kennen lernen, tanzen gehen. Die andere Seite zeigt er kaum. Dann ist er in sich gekehrt, verschlossen – wie in der Gedenkstätte in Bisesero. Hier haben tausende Menschen drei Monate lang im Wald Widerstand geleistet. 50.000 Menschen wurden schließlich hier ermordet. Auf dem Gelände der Gedenkstätte steht eine Halle aus Blech, gefüllt mit den Schädeln und Knochen der Ermordeten. So viele, dass es einem den Magen umdreht.

Wenn man die Menschen in Ruanda heute fragt, sagen sie: »Never again; wir wollen, dass so etwas nie wieder passiert.« Deshalb soll der Horror dokumentiert werden, deshalb sollen die Knochen auf die Massen ermordeter Ruander hinweisen. Der Staat fordert die Menschen dazu auf, die Gedenkstätten zu besuchen. Maurice kann sie sich nicht anschauen; er bleibt draußen stehen und ist plötzlich auffallend still. Vielleicht wird ihm der Verlust der Verwandten und die dramatische Flucht unmittelbar bewusst, vielleicht will er sich nicht daran erinnern.

Direkt am Kivu-See liegt die Stadt Kibuye, die letzte Station von Maurice, Claudine und



Allein in der Stadt Kibuye wurden 11.400 Menschen getötet. Ein Mahnmal erinnert daran.

Jacque. Am See beugen sich die Palmen über dem Wasser, in der Morgendämmerung paddeln Fischer hinaus, die im Takt der Trommel ihre Ruder ins Wasser stechen und dazu einen melodischen Gesang anstimmen. Auf einem Hügel mit Blick auf den See steht eine Kirche, davor ein Schild: 11.400 Ermordete. Direkt neben dem leeren Fußballstadion von Kibuye liegt ein Massengrab. Regelmäßig wird es von Augenzeugen des Massakers gepflegt. Mit Macheten mähen Claudine, Jacque und Maurice das Unkraut neben den Gräbern.

Jeder, der 1994 in Ruanda lebte, war in irgendeiner Form am Völkermord beteiligt – als Zuschauer, Opfer, Täter oder als Opfer *und* Täter.

Heute leben sie alle zusammen in derselben Gesellschaft. Offiziell ist die Unterscheidung zwischen Hutu und Tutsi mittlerweile

verboten; immer wieder hört man: »Wir unterscheiden nicht nach Gruppen. Wir alle sind Ruander.« Doch jeder Betroffene muss selbst entscheiden, ob er vergeben kann und will. Die einen sagen: Nur wer vergibt, kann sich versöhnen. Die anderen wollen, dass den Mördern von damals ihre gerechte Strafe zukommt. Ein einzelner fragt kleinlaut: Habe ich auch das Recht, *nicht* zu vergeben? Auch Maurice, Jacque und Claudine beschäftigen diese Fragen, die die Suche nach der eigenen Identität bestimmen. »Ich habe Angst zu vergessen, woher ich komme«, sagt Maurice, »aber das wird nicht geschehen.« Claudine fügt hinzu: »Meine Heimat ist da, wo mein Herz hingehört. Ruanda ist das Land, in dem ich geboren wurde – aber nicht meine Heimat.« Dennoch ergänzt sie schnell: »Ruanda ist schön, und ich bin gerne hier. Und es ist gut zu wissen, dass ich jetzt jederzeit hierher zurückkommen kann.«

